

gerundeten Bilder einiges aus dem Leben und Treen des ganz unritterlichen Helden. Sein „Ich hab's gewagt!“ bildet die Begleitung und Erläuterung dazu, wie dieser unruhige Gast einer unruhigen Zeit den Bund mit dem Schicksal zu zerreißen wagte beim Auszug aus der Stedeburg, dem festen Schloß der Väter, um dann, immer auf der Flucht vor sich und andern, sein heißes, wildes Leben zu verschwenden. Das irre Drängen zum Ausleben der Persönlichkeit und der starke politische Machtwillen machten ihn weniger zum Helden als zum Abbild und Sklaven seiner Umwelt. Das Unruhige und Gehegte seines Daseins teilt sich auch seinem geschichtlichen Bild mit, dem nie das Widersprechende gefehlt hat. Es wäre möglich, wenn auch schwieriger gewesen, aus Wort und Schrift Huttens seine geistige Welt und den Wandel seiner Irrung zu beschreiben.

H. Fischer S. J.

Der blühende Stab. Neun Geschichten, neun Holzschnitte. Von Ruth Schaumann. gr. 8° (161 S.) München 1929, J. Kösel & Fr. Pustet. M 7.—

Die Prosa Ruth Schaumanns hat die Eigenheiten ihres übrigen künstlerischen Schaffens. Die Bildhaftigkeit der Form und die vertraute Nähe der Gestalten rückt jedesmal aufs neue in die Klarheit, die sie um so weiter von der Gebundenheit und Verkrampftheit der Tagesgröße entfernt. Bis in die Bewegung und den innern Wandel der Entwicklung ist das fühlbar an der wissenden Ruhe, die auch das Geringste nicht überseht und die um so schöner ist, weil ihr nichts vom Grunde der Dinge verloren geht. Sie hört tief drinnen das Seufzen der Kreatur, wenn um die dritte Stunde Erschütterung alles Geschöpf durchdringt, da auf Golgatha ein neuer Bund geschlossen ward und Schatten sich auf die neue Erde senkte, oder wenn in der Welt des Menschenherzens ungehörte Schöpferkräfte aufsteigen, in heidnischen Herzen oder in Apostelgluten, in der Welt des Mittelalters oder dem Alltag der Gegenwart. Schön ist der Klang, wenn so oft aus großem, stillem Verzicht das innere Antlitz sich erneut, im Gleichnis des Bildes der trockene Stab in Blüten schlägt und die dürre, verstoßene Kreatur goldenes Leben aus sich entläßt. Es ist der stille Reichtum und die edle Einfalt der Künstlerin, als Kind göttlicher Gnade mit den Geheimnissen der Schöpfung zu spielen und liebevollen, demütigen Blickes das Siegel Gottes im Antlitz der Welt zu lösen.

H. Fischer S. J.

Vermächtnis. Dichtungen, letzte Aussprüche und Briefe der Toten des Weltkrieges. Zusammengestellt und eingeleitet von Edwin Redslob. 4° (178 S.) Dresden 1930, W. Limpert. M 4.—, geb. 5.—

Die Wandlung, die sich unter den gewaltigen Erschütterungen des Weltkrieges in der jungen Generation unseres Volkes vollzog, wurde ein Bekenntnis, das sich aus dem Chaos zeitgebundenen dichterischen Schaffens erhob. Todernte Worte, schon überschattet vom ahnenden Wissen um das Kommende, fügen sich hier zusammen als Mahnung und Vermächtnis an die verpflichteten Erben. Herausgerissen aus dem Taumel einer Welt, der das Schwelgen und Prahlen mit dem Lebendigen als Höchstes galt, sprechen die Stadler, Trafl, Löns, Heymann, Sack, Hellingrath, Gler, Engelke und andere das ganze Grauen einer Zeit aus, die an sich selbst satt geworden war, um als Bettler und Opfer zugleich vor Gottes Schwelle knieend Einlaß zu suchen. Nur selten allerdings wird der Durchbruch bewußt über das Todesgrauen hinausgetrieben zum Dunkel höherer Ahnung. Wohl bei R. J. Sorges Worten allein ist in der Kindlichkeit des Stillehaltens und in der Erwartung des niedersinkenden Helden die dichterische Schau befriedet und geklärt, die vom Tode nicht allein singt: „Nur im Tode, Meister, darf ich sehen, nur im Tod wird mir das All“, die eher Gott preist für alles Schwere, „weil es das Morsche, Nichtigste aus dem Herzen nimmt, damit die lebendige Einheit im Herrn erstehet, die auch nicht ein totes Wort mehr kennt“. In solcher Sicht wird über dem würdig-ernsten Werk das Wort Hölderlins stille Mahnung und lebenswahres Vermächtnis: „Wir starben, um zu leben.“

H. Fischer S. J.

Herr Johannes. Der Roman eines Priesters. Von Ludwig Mathar. (Volksausgabe.) 8° (447 S.) München 1931, Kösel & Pustet. Geb. M 2.85

Herr Johannes ist Pfarrer im Bann. Außerlich rauh und herb, wie die Landschaft, in der er lebt, wie das Volk, unter dem er wirkt. Aber in seiner Seele wohnt eine ganz heilige, selbstlose Liebe. Sie scheut kein Opfer, wenn es gilt, Armen und Kranken zu helfen, unbemittelte Studentlein voranzubringen oder den großen „Friedensdom“ hart an des Landes Grenze aufzurichten. Sie sinnt auf tausend Mittel, die Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre zu heben. Aber nie leuchtet sie reiner und wärmer, als wenn Herr Johannes den Irrwegen des Jerritze, seines Lieblingschülers,

nachgeht und in einsamen Gebetsnächten um die Heimkehr des verlorenen Sohnes ringt. Das Volk weiß um diese Liebe seines Pfarrers und hängt an ihm wie an einem Vater und Führer, dieses Volk, das gewiß manche Menschlichkeiten hat, das aber doch wieder lebt und stirbt in hingebender Treue zur Scholle und herzhafter Gläubigkeit. — Es ist ein schlichtes, aber wunderbar reiches Priesterleben, von dem dieser Roman erzählt. Zugleich aber schenkt uns Mathar damit ein echtes Heimatbuch voll Kraft und Tiefe und voll von goldenem Humor. Man wird dem Verlag Dank wissen, daß er diese billige Ausgabe ermöglicht hat.

R. Thiele S. J.

Der Mann ohne Eigenschaften. Roman von Robert Musil. I. Buch. 8° (1068 S.) Berlin 1930, Rohwolt. M 12.—, geb. 16.—

„Der Mann ohne Eigenschaften“ hat sich „Urlaub vom Leben“ genommen, ist augenblicklich ohne Beruf, weil es ihm auf keine Weise gelingen will, ein „bedeutender“ Mann zu werden. In seiner Jugend versucht er es als Offizier. Als ihm aber die Frauen und Töchter der Zivilisten nicht zur freien Verfügung stehen, wie er es erwartet hat, nimmt er seinen Abschied. Auch als Techniker wird er kein „bedeutender“ Mann, ebensowenig als Mathematiker. Warum? Weil er ein „Mann ohne Eigenschaften“ ist, besser: „ohne Charakter“. Und er lebt in einer Zeit „ohne Eigenschaften“. Es ist um die Jahreswende 1913/14 im alten Österreich. Er verkehrt in den Kreisen von „Besitz und Bildung“, die gerade von der „Parallelaktion“ bewegt werden: 1918 wird nämlich das siebzigjährige Regierungsjubiläum des alten Kaisers sein, gleichzeitig aber auch das dreißigjährige Wilhelms II. Es muß also etwas Großes geschehen, das die überragende Bedeutung des siebzigjährigen vor dem bloß dreißigjährigen Jubiläum klar zum Ausdruck bringt. Aber leider „gibt es heute keine großen Leistungen und keine großen Männer mehr“. Ideale, Glaube, Treue, Heldentum, Liebe, Moral, selbst die Leidenschaft, alles ist zerfasert und zerlegt durch Maschine, Kapital, exakte Wissenschaft, Technik, Sport, Betrieb, Rechenhaftigkeit. Die Seele ist ein romantischer Begriff, die Geschichte eine Kombination von Zufällen, und wen soll das tausendjährige Gerede darüber, was gut und böse sei, fesseln, wenn sich herausgestellt hat, daß das gar keine „Konstanten“ sind, sondern „Funktionen“. So findet sich auch für die „Parallelaktion“ keine Idee, obwohl im weiten

Bekanntkreis des „Mannes ohne Eigenschaften“ über alles mögliche endlos durch 123 Kapitel geistreich, meist geistreichelnd geredet wird. Eingefügt ist die Geschichte eines Lustmörders, eine großartige Gelegenheit, die Psychoanalyse am Exempel zu demonstrieren, was den Roman ein gutes Stück verlängert. Es zeigt sich die letzte geistige Platttheit und Sterilität des Liberalismus. Gott ist nur ein religiöses Gefühl, das zudem äußerst unmodern ist, denn „ein zeitgenössischer Erbsaß ewiger Bedürfnisse sind Bogen und ähnliche Sportarten, also eine Art Theologie“. So ist es ganz verständlich, daß „der Mensch sehr selten in der Frau geliebt wird“. Und wenn man sich eine Wohnung einrichtet, gehört auch eine Frau zu den Möbeln, die man, wenn die Mode oder der Geschmack wechselt, umtauscht.

Es ist die Zeit vor dem Krieg, und auch unsere, die der Verfasser gestalten will. Aber es ist nur ein Negativ. Er schreibt oft mit feiner Ironie, die zuweilen in Zynismus übergeht. Was will dieser Roman? Die Zeit ist zu ernst für solche Bücher. Wir sehen nur Niederungen, schwammige, sumpfige, oder dürre, trockene. Darüber lastet dichter Nebel, der auf Seite 1068 so dick geworden ist, daß man die Hoffnung aufgibt, im 2. Buch werde ihn ein Sonnenstrahl durchdringen, auch nur ein winziger.

H. Kreuz S. J.

Die Stadt über der Erde. Von F. Hammerschmidt. 8° (416 S.) Paderborn 1929, F. Schöningh. Geb. M 6.50

Hammerschmidt führt den Leser in das Deutschland der Nachkriegszeit. Die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Kirche, das Suchen der Seelsorge nach neuen Wegen zum arbeitenden Volk, dahineinverwoben die Geschichte einer Seele, die von Niegische durch viel Kreuz und Enttäuschung heimfindet zur Kirche, das ist in ganz großen Linien der Inhalt. Dazwischen enthüllt sich ein Bild der ersten Jahre nach dem Krieg mit ihrem Suchen und Wiederanfangen im Wirtschaftlichen, mit dem Aufleben des katholischen Gedankens gerade in deutschen Landen.

Das Buch geht an Fragen heran, die heute noch brennend sind. Das ist sein Verdienst. Die Lösung der Probleme kann freilich nicht immer überzeugen. Am besten ist die Gestalt des Großindustriellen Rombert gezeichnet, der in brutaler Rücksichtslosigkeit seinen Weg geht und selbst das Heilige seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht. Die Sprache hat ihre Schönheiten, drängt sich aber an nicht wenigen